

Rest is Resistance

Jeder Mensch hat Anspruch auf Erholung und Freizeit sowie auf eine vernünftige Begrenzung der Arbeitszeit und auf periodischen, bezahlten Urlaub“, lautet Artikel 24 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Viele leisten jedoch unbezahlte Überstunden und gehen – wenn überhaupt – unbezahlt in den Krankenstand, geschweige denn in den bezahlten Urlaub. Die lesbische, queer-feministische Aktivistin, Performance-, Drag- und „Toiletten“-Künstlerin Zoe Gudović aus Belgrad widmet sich in ihrem neuen Projekt „Rest is Resistance“, das von der Stadt Wien im Rahmen des Programms „SHIFT“ gefördert wird, der Bedeutung von Erholung und Freizeit. In Anlehnung an das Manifest „Rest is Resistance“ (2022) von Tricia Hersey setzt sich Gudović in ihrer Kunstaktion dezidiert damit auseinander, inwiefern das Recht auf Erholung und Freizeit mit der Klassenfrage zusammenhängt. Darija Davidović hat die Künstlerin interviewt.

2003 hast du die feministisch-lesbische Theatergruppe „Act Women“ in Serbien mitgegründet. Was waren eure Themen? Und wie bist du als Arbeiter*innen-Kind zum Theater gekommen? Das ist ungewöhnlich, zumindest in Österreich.

Auch für mich als jemand aus dem sozialistischen Jugoslawien war es fraglich, Theater zu machen. Ich habe Kunst immer mit der sozialen Herkunft und dem ökonomischen Status verbunden. Meine Mutter hat mich jedoch stets darin bestärkt. Sie hat beobachtet, wie ich mich ständig transformiere und in diese männlichen Rollen schlüpfe.

Ich hatte von klein auf den Hang zur Kunstform Drag. In den 1990er Jahren habe ich mit verschiedensten Leuten die feministisch-lesbische Theatergruppe „Act Women“ gegründet, was uns zu diesem Zeitpunkt auch ermöglichte, dem grauenvollen Alltag zu entfliehen. Wir haben den Zerfall Jugoslawiens miterlebt und den Beginn der Bombardierung. Das war auch der Beginn meiner feministischen Aktivitäten. Mein erstes Engagement war mit Zorica Jevremović

bei „Pozorište put 5a“/„Theater Weg 5a“. ^[1] Im Rahmen dieses Projektes konnte ich mir konkrete Vorstellungen von feministischer Kunst machen und was es bedeutet, mit dem Körper, dem Raum und der Stimme zu arbeiten.

Feminismus ist eine Art zu leben und zu denken und beinhaltet somit auch die Arbeit an sich selbst und der eigenen Umgebung. Mir war es wichtig, in einer Umgebung zu leben, in der ein offener Dialog möglich ist. Das ist im zeitgenössischen und freien Theater möglich. Mich hat nie das traditionelle Theater und sein Zugang interessiert: Da kommt der Regisseur und stellt seine Geschichte bzw. die Geschichte anderer vor. Mich interessiert die persönliche Verbindung zu den Geschichten anderer. Feminismus war dafür ein guter Ausgangspunkt. Aus der Position einer lesbischen Frau heraus hat sich mir dadurch ein Raum eröffnet, in dem es mir möglich war, einen genaueren Blick auf die Realität und auf andere Marginalisierte zu werfen.

Als ich 2003 Biljana Stanković Lori aus Novi Sad kennenlernte, entwickelten wir gemeinsam mit Biljana Iličić aus Kikinda und Dijana

Matijašić aus Zagreb die Idee zu „ACT Women“. Somit konnten wir auf eine Weise Kroatien, die Vojvodina und Zentralserbien miteinander verbinden. Nach einigen Jahren der Zusammenarbeit mit dezidiert lesbischem Fokus haben wir uns künstlerisch mit der Dekonstruktion von Geschlechterbinarität und mit patriarchalen Kontrollmechanismen von Körpern auseinandergesetzt. Wir haben uns auch mit feministischer Konsum- und Kapitalismuskritik beschäftigt. Unsere grundsätzliche Idee war es, dringende Fragen bezüglich des Frauseins und ihrer Körper in die Öffentlichkeit zu tragen. Es hat uns ermutigt, sich diesen Themen als Lesben mit unseren lesbischen Körpern zu nähern und auch eine Subkultur zu repräsentieren, die sich dem Patriarchat widersetzt. Später haben wir uns intensiver mit dem Thema Gewalt gegen Frauen beschäftigt. Bildungsarbeit sowie die lokale und internationale Vernetzung wurden uns auch immer wichtiger. Wir wollten der Öffentlichkeit zeigen, dass unsere Themen und Fragen mit Performance, Straßentheater, Workshops und der Zusammenarbeit mit anderen Künstler*innen und marginalisierten Gruppen bearbeitet werden können.

In deinem neuen Kunstprojekt „Rest is Resistance“ beschäftigst du dich mit

^[1] „Pozorište put 5a“/„Theater Weg 5a“ war ein feministisches Theater in einer vom Autonomen Frauenzentrum Belgrad gegen sexuelle Gewalt besetzten Wohnung. Die Gruppe bestand aus Frauen, die im Zentrum Hilfe suchten, aus Aktivistinnen, Balletttänzerinnen, Malerinnen, Frauen im Rollstuhl, Komponistinnen, Studentinnen und Bewohnerinnen des Hauses.



Zoe Gudović, Toiletteninstallation „Between the Lines“, Büchereien Wien | Foto: Marija Sabanovic

Erholung und Freizeit. Wie setzt du das künstlerisch um? Wie schlägst du Brücken zur Arbeiter*innenklasse?

Für „Rest is Resistance“ war die Schlüsselfrage, was Ruhe und Freizeit bedeuten und wer eigentlich ein Recht darauf hat. Die Gesellschaft nimmt es einem übel, wenn wir keiner konventionellen Arbeit nachgehen. Wir leben in einem kranken Produktionssystem und nähren den Kapitalismus, indem wir ständig produktiv sind, vor allem in der Kunst. Mich hat diese Tatsache motiviert, darüber nachzudenken, was es bedeuten würde, nicht mehr produktiv zu sein und nicht mehr in der Öffentlichkeit zu stehen. Wäre ich dann weniger wert? Hinsichtlich gesellschaftlicher Konventionen sowie des gesamten konsum- und profitorientierten neoliberalen Pakets lautet die Antwort „Ja“. Ich wäre dann nichts und niemand.

Für mich als Migrantin gelten auch noch andere Regeln: Du musst in deiner Freizeit die Sprache lernen, du musst beweisen, dass du es wert bist, in Österreich oder einem anderen Land zu sein. Das wäre alles weniger schlimm, wenn du dafür nicht auch noch Geld bräuchtest. Folglich kommen wir zur Klassenfrage, die für mich die wichtigste aller Fragen ist. Die Tatsache, dass wir uns ständig mit unserer Existenzgrundlage beschäftigen, führt dazu, dass wir keine freie Zeit haben, um uns zu erholen, und wenn du keine Zeit dafür hast, wirst du krank. In meiner künstlerischen Auseinandersetzung mit dieser Thematik ist es mir einerseits wichtig, die Aufmerksamkeit auf die Frage zu lenken, was es bedeutet, nicht produktiv zu sein, und andererseits auf die Frage, wer ein Recht darauf hat.

Uns wird ständig die Botschaft vermittelt, dass Migrant*innen faul sind und dass sie deswegen auch

kein Recht darauf haben, „lazy“ zu sein, es heißt immer „lazy migrants“. Den größten Teil der Arbeit, des Bauens und des Servierens in einer Stadt machen Migrant*innen. Das greife ich in meiner Kunst auf. In „Rest is Resistance“ wird es eine Performance von mir als Drag King geben, denn als Frau wird man weniger gehört, das sind die Folgen des Patriarchats. Deswegen spreche ich als mein Alter Ego Zed Zeldić Zed über Freizeit und Erholung.

Erholung scheint immer noch ein Privileg der bürgerlichen Klasse zu sein. Viele Migrant*innen in prekären Arbeitsverhältnissen haben auch nicht die finanziellen Mittel dazu. Das Thema Gesundheit spielt hinsichtlich der hohen Produktivitätserwartungen ebenfalls eine zentrale Rolle. Zudem ist mir die Sprache wichtig, mit der ich kommuniziere, und dass diese für die Leute, die ich in meiner Kunst adressiere, verständlich ist. Ich habe ein

großes Problem mit akademischen Zugängen zu dieser Thematik, denn ich denke, dass nur eine geringe Anzahl an Menschen diesen Zugang versteht.

Was bedeutet „Diversität und Repräsentation“ für deine künstlerische Arbeit? Kann „Diversität und Repräsentation“ als Widerstandspraxis wirken? Und auf welche Weise ist es überhaupt möglich, die Arbeiter*innenklasse zu repräsentieren?

Hierzu sind zwei Dinge für mich relevant: Vor einundzwanzig Jahren war ich die Einzige in Serbien, die sich mit dieser performativen künstlerischen Praxis, der Kunstform des Drag, beschäftigt hat. Allein diese Tatsache stellt für mich eine Art Praxis des Widerstandes dar. Ich habe aber nicht das Gefühl, dass mich das so sehr beflügelt hat, da ich auch in diesen kulturellen Codes Anteile des Patriarchats erkenne. Wenn Frauen sich als Männer verkleiden, werden sie nicht als Bedrohung wahrgenommen. Männer als Drag Queens hingegen schon. Jedoch ist in beiden Fällen Drag im Kontext unserer binären Kultur eine Praxis des Widerstandes. Das ist dieser Queer-Moment, der mir viel bedeutet, weil wir uns damit den traditionellen, vorgegebenen Formen widersetzen. Inwiefern mit Drag Verbindungen zur Arbeiter*innenklasse entstehen können, hängt mit den konzipierten Kunstfiguren zusammen. Für meine Kunstfigur war es mir wichtig, dass er aus der Arbeiter*innenklasse kommt und Kommunist ist.

Andererseits bin ich auch Toiletten-Künstlerin. In diesem Kontext war es mir wichtig, das Feld des öffentlichen Raums für Dialoge zu erweitern. Wir isolieren uns immer mehr in unseren vier Wänden, auch hinsichtlich der Kunst. Alles passiert in Galerien, Museen und Theatern. Im Rahmen meiner Projekte öffne ich Räume in öffentlichen Toiletten, in denen wir uns als Kollektiv begegnen können. Die Besucher*innen haben

je fünfzehn Minuten Zeit, sich am künstlerischen Konzept zu beteiligen und eigene Inhalte einzubringen. In der performativen Toiletteninstallation „Isolation“, die vergangenes Jahr im *brut nordwest* zu sehen war, sind mir die unterschiedlichsten Menschen begegnet; Arbeiter*innen haben mir gesagt, dass sie sich wohlgefühlt haben und ich die erste Künstlerin war, die sie kennengelernt haben. Sie konnten sich auch mit den Themen meiner Kunst identifizieren, da ich eine Sprache verwendet habe, die sie verstehen. Aus diesem Blickwinkel betrachtet steht im Fokus meiner Arbeit auch eine Art Dekonstruktion von Sprache.

Was bedeutet es für dich als Queer-Feministin aus Serbien, in Wien zu arbeiten? Wie wirkt sich die neue Umgebung auf deine künstlerische Arbeit aus?

Als queer-feministische Künstlerin hat man es nirgendwo leicht. Hinzu kommt die Identität als queere Migrantin. Ich bin eine lesbische Künstlerin und es ist mir aus politischen Gründen wichtig, mich als solche zu bezeichnen, weil ich mit der Zeit realisiert habe, dass Lesben unsichtbar gemacht werden, egal in welchem Kontext. Ich habe manchmal das Gefühl, dass es das Schlimmste ist, zu sagen, dass man lesbisch ist (lacht). Man wird sofort geframt. Ich habe auch das Gefühl, dass viele Leute bis heute nicht konkret wissen, was es bedeutet, queer zu sein. Gewisse Leute, in Belgrad etwa, reagieren positiv auf Queerness, aber wenn du „Lesbe“ sagst, gehen sie auf die Barrikaden. Ich mag es, mit meiner bloßen Existenz zu provozieren, und ich nehme auch das damit verbundene Risiko in Kauf, ob in Belgrad oder in Wien.

Ich bin vor kurzem hierhergezogen und werde mit Faschisten konfrontiert, die lauthals zu Gewalt gegen queere Personen aufrufen und skandieren, dass Drag-Kunst ein Verbrechen ist. Im 21. Jahrhundert müssen wir mit unseren diversen Identitäten und Körpern auf die Straße gehen

und Gegenparolen rufen. Es ist paradox, wie wir leben. Für mich als lesbische und queer-feministische Künstlerin, die keine traditionellen Normen und Werte bedient, ist es wichtig, mich darüber zu äußern, wer ich bin. Vor mir hat es jemand für mich getan, irgendwelche Frauen haben sich öffentlich geäußert und ich habe mich nicht allein gefühlt. Heute äußere ich mich öffentlich, damit sich andere nicht allein fühlen. Diese Form von Solidarität, diese Form der öffentlichen Entblößung für einen selbst, aber auch für andere, ist für mich der Schlüssel des gegenseitigen Verständnisses. —

Darija Davidović ist Theater- und Kulturwissenschaftlerin und lebt derzeit in Wien und Bern. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoc) an der Hochschule der Künste Bern und forscht u. a. im Rahmen des SNF-Projekts „Ästhetisierung von Kriegsgewalt“ zu Inszenierungspraktiken von Kriegsgewalt im europäischen Gegenwartstheater.